

Gabriele Jähnert/Elke Lehnert/Hannah Lund/Heide Reinsch

Der Frauengeschichte an der HU auf der Spur mit der Datenbank ADA des Zentrums für interdisziplinäre Frauenforschung

Diejenigen, die sich Mitte der 90er Jahre für die Frauen-Wissenschaftsgeschichte der HU zu interessieren begannen, standen vor einer paradoxen Situation. Wichtige wissenschaftliche Leistungen, die Frauen in Forschung und Lehre der Friedrich-Wilhelms-Universität bzw. Humboldt-Universität erbracht hatten, waren bis auf wenige Ausnahmen nicht bekannt bzw. wurden kaum gewürdigt. Die heftigen Auseinandersetzungen um die Zulassung von Frauen zum Studium spielten in den bisherigen Gesamt- und Einzeldarstellungen, die insbesondere anlässlich der Universitätsjubiläen entstanden, ebenso wenig eine Rolle wie die Barrieren, die Frauen in späteren Jahren überwinden mussten, wenn sie in ihrem akademischen Feld als Juristinnen oder Theologinnen arbeiten oder wenn sie an der Universität zur Habilitation zugelassen werden wollten. Der Jahrhunderte währende Ausschluss der Frauen vom Universitätsstudium und von einer wissenschaftlichen Karriere wurde in der Geschichtsschreibung nicht problematisiert, zumeist nicht einmal wahrgenommen.

Im Universitätsarchiv der HU fand sich demgegenüber schon auf den ersten Blick und für alle Zeitepochen eine Vielzahl von hoch spannenden Materialien. Viele dieser für die Forschung interessanten Archivalien waren jedoch mittels der vorhandenen Findhilfen nicht auffindbar und bei der Größe des Archivs¹ vor allem nicht innerhalb von Einzelforschungsprojekten systematisch erschließbar. Daher initiierte das ZiF ein archivwissenschaftliches Projekt², mit dessen Hilfe eine Gesamtübersicht über die frauenrelevanten Archivalien des Universitätsarchivs erstellt und eine Basis für möglichst zahlreiche Forschungsprojekte gebildet werden sollte.

Gesichtet wurden ca. 1.500 laufende Meter Akten und alle vorhandenen Dokumente des Archivs von ca. 1890, dem Beginn der Auseinandersetzungen um das Frauenstudium in Preußen, bis zum Jahre 1968. Diese Zäsur war formal durch den Datenschutz vorgegeben und zudem inhaltlich sinnvoll, da sich die Universitätsstrukturen 1968 mit der III. DDR-Hochschulreform grundlegend änderten. Aus allen Archivalien, von den zentralen Gremien (wie Rektor und Senat, Universitätskurator, Universitätsrat) bis zu den verschiedenen Fakultäten und Instituten (vom Institut für Lautforschung bis zum Institut für Kleintierzüchtung) wurden diejenigen Dokumente, die frauen- bzw. geschlechtsspezifische Aspekte enthielten, in einer eigens für das Projekt programmierten relationalen Datenbank aufgenommen. So wurden aus 5.492 Akten von

¹ Das Universitätsarchiv der HU gilt mit einem Aktenbestand von 5.500 laufenden Metern als das größte seiner Art in Deutschland.

² Finanziert wurde das Projekt durch die Volkswagen-Stiftung im Rahmen des Schwerpunktprogramms „Archive als Fundus der Forschung – Erfassung und Erschließung“ von 12/1996-1/2001.

den Projektmitarbeiterinnen³ 76.000 Datensätze erfasst und mit ca. 20.000 zusätzlichen Schlagworten versehen.

Recherchiert werden können in der Datenbank zum einen – in den sogenannten *Regesten* – alle in den Universitätsakten verzeichneten biografischen Daten der Wissenschaftlerinnen, die an der Friedrich-Wilhelms-Universität bzw. HU promoviert, habilitiert oder gelehrt haben. Aufgenommen wurden nicht nur die Promotions- und Habilitationsthemen, -daten und -gutachter, sondern auch die in den Lebensläufen genannten Personal- und Sozialdaten, einschließlich vorhandener Angaben zu gesellschafts- und parteipolitischem Engagement. Selbstverständlich sind hierbei die Datenschutzbestimmungen des Landes Berlin berücksichtigt worden, so dass die personenbezogenen Daten durch eine eingebaute Zeitschaltuhr erst 90 Jahre nach dem Geburts-, 10 Jahre nach dem Sterbedatum oder 70 Jahre nach Entstehung des Dokuments freigegeben werden.

Über diese biografischen Daten hinaus wurden zum anderen – in einem *sachthematischen Inventar* – alle frauenrelevanten Akteninhalte aufgenommen, die z.B. aus Entscheidungen von Fakultätsratssitzungen, aus Erlässen von Ministerien, aus Strukturplänen oder aus Gesuchen einzelner Studentinnen und Wissenschaftlerinnen hervorgehen. Erfasst wurden in der Datenbank damit sehr unterschiedliche Dokumentenformen, von Strukturplänen, Fakultätsratsprotokollen, Briefen bis zu Personal- und Berufsakten.

Mit Blick auf die Folgeforschung war es uns dabei besonders wichtig, dass beliebig formulierte Suchabfragen möglich sind, im Prinzip alle Eingabefelder der Regesten und des sachthematischen Inventars miteinander verknüpft werden können und die Datenbank für die Wissenschaftsgeschichte aller an der HU vertretenen Disziplinen nutzbar ist.

Beispielsweise lässt sich so die soziale Herkunft zur akademischen Laufbahn in Beziehung setzen und man kann erfahren, dass von den 365 Frauen, die im Kaiserreich promovierten, 93 einen „Kaufmann“ zum Vater hatten und dass 15 Frauen angaben, ihr Vater sei Professor. Bei Recherchen nach einzelnen Disziplinen findet man dagegen heraus, dass bis einschließlich 1919 insgesamt 35 Frauen promovierten, davon 7 in Physik und 43 in der Medizin. Noch vor der Zulassung von Frauen zum Studium (bis 1909) promovierten an der Friedrich-Wilhelms-Universität über 80 Frauen, darunter drei auf dem Gebiet der Nationalökonomie – u.a. auch Alice Salomon mit einer Dissertationsschrift „Über die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit“.

Die Inhalte der Datenbank sind ergänzend durch einen Thesaurus verschlagwortet, der vom Schlagwort Aberkennung der Doktorwürde, Absolventenlenkung über Entnazifizierung bis zum Vaterländischen Hilfsdienst und Widerstand reicht.

³ Unter der Projektleitung von Dr. Gabi Jähnert haben die Projektmitarbeiterinnen MA Elke Lehnert, MA Hannah Lund und Dr. Heide Reinsch sowie die studentischen Mitarbeiterinnen Eva Bennewitz, Petra Gibbösch, Dirk Lang und Birgit Weimann mit großer Ausdauer, Akribie und großem Engagement die Datenbank erstellt.

Welche der vielen Dokumentenfunde man im einzelnen wissenschaftlich besonders interessant findet, hängt natürlich immer von den eigenen Forschungsfragen und -interessen ab. Dennoch sei an dieser Stelle exemplarisch auf einige Beispiele etwas ausführlicher verwiesen, die die zuvor sehr abstrakt beschriebenen Möglichkeiten der Datenbank etwas plastischer werden lassen.

Zum einen bietet die Datenbank – wie schon gesagt – einen schnellen Zugriff auf die personenbezogenen Daten einzelner Wissenschaftlerinnen und ist daher insbesondere für die Biografieforschung interessant. In Einzelfällen, wie dem von Elisabeth Schiemann, lässt sich mit Hilfe der Datenbank und der Archivbestände sogar der komplette Karriereweg einer Akademikerin von der Gasthörerin bis zur ordentlichen Professorin verfolgen.

1898 schrieb sich die Botanikerin Elisabeth Schiemann (1881-1972) als eine der ersten Gasthörerinnen ins Matrikelbuch ein. In ihrer Personalakte ist vermerkt, dass sie aufgrund ihres Lehrerinnenzeugnisses zugelassen wurde. Man erfährt in den Regesten, dass sie nicht nur promoviert, sondern sogar zwei Mal habilitiert hat, 1924 an der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin und 1931 an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität. Auch über verschiedene Karrierestufen an der Landwirtschaftlichen Hochschule und am Kaiser-Wilhelm-Institut gibt die Datenbank Auskunft. In der NS-Zeit wird ihre Berufung zur außerplanmäßigen Professorin aus politischen Gründen abgelehnt und ihr die Lehrbefugnis entzogen. Von der Professur mit vollem Lehrauftrag, die sie 1946 im Fach Botanik erhielt, lässt sie sich 1949 entpflichten und wird Gründungsmitglied der FU.

Aber nicht nur zu Frauen wie Elisabeth Schiemann, zu der bis heute leider keine Biographie erschienen ist, sind das Universitätsarchiv und die Datenbank eine Fundgrube. Auch im Falle von Wissenschaftlerinnen, deren Biografien schon relativ gut erforscht sind, hält das Universitätsarchiv manche Überraschung bereit, wie das Beispiel Mathilde Vaertings⁴ zeigt. Mathilde Vaerting (1884-1977) wurde 1923 als erste Professorin der Erziehungswissenschaft an die Universität Jena berufen und war nach Margarethe von Wrangel damit die zweite Ordinaria in Deutschland überhaupt. Mathilde Vaerting nahm den für ihre Generation typischen Bildungsweg über die Lehrerinnenausbildung, studierte in Bonn, München, Marburg und Gießen Mathematik, Philosophie, Physik und Chemie und vertiefte später neben der Tätigkeit als Lehrerin ihre medizinisch-naturwissenschaftlichen Kenntnisse noch durch ein Medizinstudium. Sie publizierte insbesondere in Zeitschriften, die dem reformpädagogischen und sexualreformerischen Spektrum zuzurechnen sind. In Jena wurde sie als „Zwangspassantin“ betrachtet und bis zu ihrer Entlassung 1933 von den Kollegen massiv bekämpft. An ihr wird – wie Theresa Wobbe herausarbeitet – der für die Weimarer Republik typische Konflikt um die Autonomie und Modernisierung der

⁴ Vgl. u.a. Wobbe, Theresa: Wahlverwandtschaften. Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft. Frankfurt/M. – New York 1997; Kraul, Margret: Jenas erste Professorin: Mathilde Vaerting. Leben und Werk im Kreuzfeuer der Geschlechterproblematik. In: Horn, Gisela (Hrsg.): Die Töchter der Alma mater Jenensis. 90 Jahre Frauenstudium an der Universität von Jena. Rudolstadt 1999

Hochschule zwischen der Universität Jena und dem Kultus- bzw. Volksbildungsministerium ausgetragen.⁵

Was bisher kaum bekannt war, ist jedoch beispielsweise die Tatsache, dass M. Vaerting im Jahre 1919 an die Philosophische Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin einen Habilitationsantrag stellt und eine Arbeit mit dem Thema „Die Neubegründung der vergleichenden Psychologie der Geschlechter. Ein Beitrag zur Methodik der differentiellen Psychologie“⁶ einreicht. Dieser Habilitationsantrag im Fach Philosophie wird einhellig von den Gutachtern Stumpf und Erdmann abgelehnt. Die auch von anderen Professoren bekräftigte Ablehnung ist wenig verwunderlich, wenn man sich die wissenschaftlichen Positionen anschaut, die Vaerting vertritt. Stellt sie in ihrer Schrift doch den Androzentrismus und die Objektivität experimenteller Forschung prinzipiell in Frage: „Ein objektives Urteil nennt der Kritiker zumeist das, was seinen Anschauungen zustimmt.“⁷ Sie legt am Beispiel der experimentellen Psychologie und Pädagogik dar, dass die „Sexualkomponente“ im Forschungsprozess, aber auch in der schulischen Erziehung bis hin zur juristischen Praxis eine wichtige Bedeutung hat. „Die männliche Psyche reagiert auf den Mann ganz anders wie auf das Weib, und die weibliche Psyche reagiert ebenso auf beide Geschlechter verschieden. Dem eigenen Geschlecht zeigt die Seele sich von ihrer sexuell neutralen Seite, dem anderen von ihrer geschlechtsbetonten.“⁸ Sie leitet aus dieser Sexualkomponente und der männlichen Vorherrschaft in der Gesellschaft ab, dass die Geschlechterunterschiede konstruiert und wesentlich im Sozialisationsprozess anerzogen werden. Diese für die 20er Jahre äußerst provokativ wirkenden Positionen sind in unseren Augen der eigentliche Grund, weshalb die Habilitation abgelehnt wird – übrigens mit ähnlichen Polemiken wie später in Jena. Der Gutachter und als Gründer des Psychologischen Instituts geltende Prof. Carl Stumpf kritisiert gerade Vaertings „apriori aufgestellten Grundsätze“⁹ als solche, mit denen man nun freilich alles machen könne. Er greift ihr methodisches Vorgehen an, wirft Vaerting im Gutachten eine „hilflose Konfusion ihres Denkens“¹⁰ vor und stellt die Wissenschaftlichkeit der Arbeit in Frage. Für den Germanisten Prof. Gustav Roethe hat der „sexuelle Fanatismus der Bewerberin ... fast schon etwas Belustigendes“¹¹. Von Roethe ist im übrigen durch Zeitzeuginnen auch überliefert, dass er zu den wenigen Professoren gehörte, die Frauen auch nach 1908 den Zugang zu seinen Seminaren verweigerten und dass er ein erbitterter Gegner des Frauenstudiums blieb. Noch 1923 begrüßte er als Rektor der Universität bei der Immatrikulationsfeier beispiels-

⁵ Wobbe 1997, S. 150f.

⁶ Anschließend veröffentlicht unter dem Titel: Vaerting Mathilde: Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib. 1. Band: Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat. Karlsruhe 1921 (Nachdruck Berlin 1975); als Band 2 erschien: Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie. Karlsruhe 1923 (hier zitiert: Ausgabe im Erich Lichtenstein Verlag, Weimar 1931)

⁷ Vaerting 1931, S. 129

⁸ a.a.O., Vorwort zur 1. Auflage, S. 7

⁹ Gutachten von Carl Stumpf HU UA, PhilFak. 1236, Bl. 104

¹⁰ ebenda

¹¹ zustimmender Kommentar von Gustav Roethe unter dem Gutachten, a.a.O., Bl. 106

weise, wie Greta Kuckhoff in ihren Erinnerungen berichtet, die Studenten mit Handschlag, während er die Hände verschränkt auf dem Rücken hielt, als die Studentinnen vorbeizogen.¹²

Auch die neugefundene Akte in Berlin zeigt also, dass Vaerting – ebenso wie es Wobbe für Jena beschreibt¹³ – an akademischen Ressentiments gegen Wissenschaftlerinnen, an einem expliziten Antifeminismus und an einer Abwehr interdisziplinär argumentierender Geschlechterforschung scheitert.

Neben diesen vor allem für die Biografieforschung wichtigen Hinweisen schließt die Datenbank aber auch wichtiges Forschungsmaterial auf, das ansonsten in anderen Akten versteckt und für vielfältige theoretische Forschungsfragen wichtig ist. Zum Beispiel zeigen viele Dokumente, wie widersprüchlich, differenziert und komplex sich Teilhabe und Ausschluss von Frauen aus Studium und Lehre in der NS-Zeit gestalten. In einer Vielzahl von Fragebögen und Briefen kämpften junge Frauen nach 1933 dafür, nach NS-Definition als „Nichtarierin“ oder „Halbjüdin“ zum Studium zugelassen zu werden, indem sie auf ihre streng konservative, deutsch-nationale Erziehung, auf die Verdienste der Väter, Brüder und Großväter im 1. Weltkrieg als Kriegsfreiwillige oder Träger verschiedener Orden verweisen. Die Konstruktionsprozesse des „Jüdischseins“ und der gleich nach 1933 einsetzende Druck, deutsch-nationale und jüdische Identitätsbildungen zu forcieren, werden durch ein weiteres Dokument belegt. Eine Studentin, Flora Rogge, hat sich als „Arierin“ in ihrer Jugend offensichtlich stark von der jüdischen Religionsgemeinschaft und dem jüdischen Leben angezogen gefühlt, und sie hat vor 1933 – wahrscheinlich aus sozialen Gründen – sogar eine jüdische Abstammung behauptet, um einen Freitisch in der jüdischen Gemeinde zu bekommen. Nach 1933 bringt sie eine gezielte Denunziation in eine schwierige Situation, gegen die sie sich nur erfolgreich zur Wehr setzen kann, indem sie ihre jüdische Konfession ablegt und sich zumindest verbal dezidiert als „deutsche Frau“ positioniert.¹⁴

Andererseits sind es auch „arische“ Frauen wie die Führerin des Reichsmütterwerkes im Frauenwerk der Deutschen Evangelischen Kirche, die mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten große Hoffnungen auf politischen Einfluss verbinden und offensichtlich auch politischen Machtzuwachs erhalten. Als Führerinnen politischer Organisation wirken sie bis in die Universität hinein und wollen z.B. im Hygienischen Institut verhindern, dass ein für sie politisch unzuverlässiger Professor Rott einen Vortrag über „Die erwerbstätige Frau und ihr Kind als bevölkerungspolitische und sozialhygienische Aufgabe“ hält.¹⁵

Ebenso wie im Falle des Nationalsozialismus liefern die in der Datenbank aufgenommenen Dokumente auch wichtige Einblicke in das Wissenschafts- und Ausbildungs-

¹² Vgl. Erinnerungen von Greta Kuckhoff, zit. nach Bock Ulla; Jank, Dagmar (Hrsg.): Studierende, lehrende und forschende Frauen in Berlin: 1908-1945 Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. 1948-1990 Freie Universität Berlin. Ausstellungsführer der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin. Berlin 1990

¹³ Wobbe 1997, S. 166

¹⁴ Briefwechsel zwischen 1933 und 1935, HU UA, Rektor und Senat 117/6, o. Pag.

¹⁵ Brief vom 25.11.1933, HU UA, Hygienisches Institut 20, o. Pag.

system der DDR und helfen z.B. die Frage zu untersuchen, wie die politischen Rahmenbedingungen und Zielsetzungen der SED den Zugang von Frauen zum Studium und auch die Festschreibung und Auflösung von Geschlechterverhältnissen bestimmten. Exemplarisch ließe sich dies am Beispiel der Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF) zeigen. Einerseits belegen zahlreiche Dokumente, dass Frauen gezielt für ein Studium an der ABF geworben werden sollten, dass bereits zu Beginn der 50er Jahre tatsächlich 30% der ABF-Studierenden Frauen waren und dass die ABF für eine Reihe von Absolventinnen den Einstieg in eine wissenschaftliche Karriere eröffnete. Andererseits wird in den in der Datenbank verzeichneten Akten auch deutlich, dass mit der Einrichtung der ABF vor allem politische Ziele, wie die Herausbildung einer sozialistischen Elite und die Ablösung der bürgerlichen Eliten, verfolgt wurden. Um Geschlechtergerechtigkeit ging es dabei nur peripher. Frauen und Männer mussten neben den entsprechenden fachlichen Voraussetzungen gleichermaßen den politischen Zielen der SED nahestehen und sich gesellschaftspolitisch engagieren. Traditionelle bürgerliche Geschlechterbilder und Sexualnormen wurden dabei nicht in Frage, sondern in den Dienst des rigiden politisch-moralischen Erziehungskodexes der 50er Jahre gestellt. Dies zeigen bspw. Protokolle einer Kontrollkommission, die Studentinnen verhörte, die im Verdacht standen, homoerotische Beziehungen im Studentenwohnheim zu leben.¹⁶

Wie an den wenigen Beispielen belegt werden sollte, tut sich im Bereich der Frauen-, Geschlechter- und Wissenschaftsgeschichte unserer Universität noch ein weites Forschungsfeld auf, das es nicht nur mit Blick auf das Universitätsjubiläum im Jahre 2010 zu bearbeiten gilt. Die im Zusammenhang eines archivwissenschaftlichen Projektes entstandene Datenbank kann dazu viele Anregungen und Hilfestellungen geben.

Sie können eine Demoversion der Datenbank, die die Akteninhalte bis 1930 enthält, auf der Homepage des ZiF unter: <http://www2.hu-berlin.de/zif/zifdb/> testen. Der Zugriff auf die gesamte Datenbank ist aus archivrechtlichen Gründen nach Anmeldung nur im Universitätsarchiv oder im ZiF möglich.

¹⁶ HU UA, Prorektorat für Gesellschaftswissenschaften 61, o. Pag.